



Heidrun Böhm

Was die Weiber  
lieben  
und hassen

Roman

AAVA  
VERLAG

Heidrun Böhm

# Was die Weiber lieben und hassen

Roman

LESEPROBE

**AAVAA**  
VERLAG

© 2015 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2015

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag

Coverbild: fotolia, 45089967 -,streit,© detailblick

Printed in Germany

Taschenbuch: ISBN 978-3-8459-1569-2

Großdruck: ISBN 978-3-8459-1570-8

eBook epub: ISBN 978-3-8459-1571-5

eBook PDF: ISBN 978-3-8459-1572-2

Sonderdruck Mini-Buch ohne ISBN

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf, bei Berlin

[www.aavaa-verlag.com](http://www.aavaa-verlag.com)

eBooks sind nicht übertragbar! Es verstößt gegen das Urheberrecht, dieses Werk weiterzuverkaufen oder zu verschenken!

Alle Personen und Namen innerhalb dieses eBooks sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.



## Kap 1

Kommissar Peter Berger war Single, fünf- undsechzig Jahre alt und seit kurzer Zeit pensioniert.

Aus seiner ehemals braunen Lockenpracht war ein spärlicher grauer Haarkranz geworden. Unter seinen blauen Augen bildeten sich schwarze Schatten und seine Stirn wies tiefe Falten auf.

Er liebte es, durch die Wälder zu streifen und die klare Luft einzuatmen. Dem Rauschen der Blätter im Wind und dem Gesang der Vögel hörte er gerne zu.

An einem sonnigen Maitag machte er sich auf den Weg in den Wald. Die Glocken der nahen Kirche schlugen neunmal, der Wind war mild und streichelte seine Wangen. Er

pfiff ein kleines Lied, das er schon seit seiner Kindheit kannte: „Das Wandern ist des Müllers Lust.“ Das Lied erinnerte ihn an den Tag, an dem sein Vater gestorben war.

Diese Melodie hatte sich in seinem Gehirn festgesetzt wie eine Klette.

„Hör endlich auf damit“, sagte er laut zu sich selbst. Peter schüttelte heftig den Kopf.

Mit großen Schritten ging er weiter bis er die mächtigen dunkelgrünen Tannen am Waldrand erreicht hatte. Weißgraue Wolken wanderten über den blassblauen Himmel. Die Tannen wiegten sich im Sommerwind. Ein Habicht, der auf Beute aus war zog stumm seine Kreise. Peter atmete tief durch blieb stehen und betrachtete das friedliche Bild, das sich ihm bot.

Blitzartig war er da. Wie ein giftiger Pfeil, der immer wieder abgeschossen wird, jagte der Gedanke an das Lied und die nachfolgenden Ereignisse durch seinen Kopf. Peter griff sich

an die Stirn stöhnte presste die Lippen zusammen und setzte sich auf die Wiese. Sein Kopf schmerzte. Der Blick in seine Vergangenheit quälte ihn, kam jedoch immer wieder.

Er war ein weiteres Mal zehn Jahre alt, ein fülliges Kind mit großen braunen Knopfaugen, kurzen Beinen und blonden Haaren. Sein Vater war Förster, seine Mutter Hausfrau und eine eifrige Spaziergängerin. Sie nahmen ihren Sohn bei Wind und Wetter mit in den Wald. Auch an diesem Tag waren sie nachmittags losgelaufen.

„Peter ist wie wir, er liebt es, im Wald zu sein“, sagte die Mutter. „Ja, er wird ein Förster wie ich“, sagte der Vater beschwingt. Er spitze die Lippen, und pfiff fröhlich das Lied: „Das Wandern ist des Müllers Lust.“

Mutter nahm die kleine warme Hand ihres Sohnes lächelte ihn an und strich ihm das Haar aus der Stirn. Peter murrte leise. Er mochte es nicht, wenn die Mutter ihn bei der Hand nahm. Er wollte durch den Wald sau-

sen, die Vögel im Gebüsch aufschrecken und Rehe aufstöbern, wie sein Vater.

Peter schüttelte Mutters Hand ab und lief los. Das Laub raschelte unter seinen Füßen, er breitete die Arme aus und atmete tief die klare Waldluft ein.

Plötzlich knallte es. Seine Mutter schrie – verzweifelt, schrill. Peter drehte sich um, sah ihre weit aufgerissenen, vor Entsetzen funkelnden Augen, sah, wie sein Vater die Augen schloss, stöhnte und sich an die Brust griff.

Sein Körper sank zu Boden, wo er in sich zusammenklappte, wie eine Gummipuppe, aus der die Luft entwichen war.

Vater war sofort tot gewesen. Ein Versehen oder ein geplanter Mord? Peter wusste es bis heute nicht. Die Kugel des unbekanntes Schützen hatte ihn mitten ins Herz getroffen. Die Polizei nahm an, es sei ein Unfall gewesen, ein Versehen.

Peter verfolgte Zeit seines Lebens der Gedanke, dass Mutter oder ihr Liebhaber jemanden damit beauftragt hatten, seinen Vater zu

töten. Denn nicht lange nach seinem Tod heiratete Mutter wieder. Es war ein Mann, mit dem Peter nicht zurechtkam. Der Mörder seines Vaters wurde nie gefunden.

Ein dumpfes Geräusch kam aus dem Wald. Das war ein Schuss aus einer Pistole! Peter zuckte zusammen und stand auf. Vater brauchte seine Hilfe! Auch wenn er nicht mehr im Dienst war, reagierte er so, wie es ihm seine Berufserfahrung eingab. Er rannte los, stolperte über einen Maulwurfshügel, konnte sich abfangen, rannte weiter und kam atemlos am Rande des Waldes an.

Im Gehölz raschelte es. Laub wirbelte auf. Eine kleine dunkelhaarige Frau, mit einer Pistole in der Hand, hastete durch das Dickicht.

Dicht am Waldrand lag ein kleiner stämmiger Mann, der mit offenen blauen Augen in den Himmel starrte. Durch sein weißes Hemd sickerte Blut. Der Schuss hatte ihn mitten ins Herz getroffen

Peter kannte nicht alle Einwohner von Schrobenheim. Doch den Mann, der hier vor



ihm auf dem Boden lag, hatte er gekannt. Es war Gernot Winter. Die Frau mit der Pistole musste die Polin Anna Winter sein, die seit einiger Zeit Gernot Winters zweite Ehefrau war.

Bestürzt inspizierte er die Leiche und überlegte, ob er der Frau folgen sollte. Er konnte sich nicht dazu durchringen. Etwas Unbestimmbares, das er nicht greifen konnte, hielt ihn davon ab.

Peter hastete zurück in den Ort und meldete den Mord bei der Polizei.

Der Polizeibeamte sah ihn mit undurchdringlicher Miene an und sagte: „Dieses Ereignis melden Sie mir nun zum dritten Mal. Würden Sie das bitte in Zukunft unterlassen? Wir haben hier anderes zu tun. Dieser Fall ist vor zwei Jahren abgeschlossen worden.“

Peter sah den Polizisten erstaunt an. „Ich habe es eben gesehen, ich war im Wald und da ...“

„Gibt es Bäume, aber keine Spukgestalten“, ergänzte der Polizist. Sein Gesicht wurde blutrot, seine Augen funkelten. „Gehen Sie nach Hause und lesen Sie in Ihren alten Akten. Das machen Sie doch, wenn Ihnen diese Waldgeister begegnet sind. Das hier ist eine Polizeiwache und keine psychiatrische Anstalt“, knurrte er.

Peter Berger verstand die Welt nicht mehr. Er hatte sie gesehen! Diese Frau mit den langen schwarzen Haaren, der Pistole in der Hand und dem Lächeln um die schmalen Lippen! Und Gernot Winter hatte er am Boden gesehen. Seine Augen waren aufgerissen, er starrte blicklos in den blauen Himmel über ihm. Warum glaubte ihm der Polizist nicht?

Peter hatte sich in Schrobenheim, seiner Heimatstadt, ein kleines, weiß verputztes Häuschen mit grünen Fensterläden und einem roten Ziegeldach gekauft. Das Häuschen lag dicht am Waldrand. Es gab darin eine Küche, ein Wohnzimmer, ein Schlafzimmer und ein

Gästezimmer. Im Gästezimmer bewahrte er seine alten Akten auf, in denen er immer wieder gerne stöberte. Er ging in sein Häuschen und durchwühlte ruhelos die Papiere, die ihm sein Chef nach seiner Pensionierung als Kopien überlassen hatte. „Nimm sie mit, damit kannst du dich an deine Berufslaufbahn zurückerinnern, wenn du möchtest“, hatte der Chef gesagt. Peter Berger war dankbar dafür. Sein Chef hatte erkannt, dass er sich innerlich nie von seiner Arbeit lösen konnte.

Schnell hatte er gefunden, was er suchte. Er las diese Akte schon zum zwanzigsten Mal:

Gerichtsprotokoll: Staatsanwaltschaft Freudenreich, 20.8.1995:

Anklage:

Die am 22. Mai 1960 in Radom (Polen) geborene Frau Anna Winter, geb. Nowak, wohnhaft bis zuletzt in Schrobenheim, Marktstraße 4, wird angeklagt, vorsätzlich und in vollem Bewusstsein ihrer geistigen Kräfte am 15. 5.

1995 in Schrobenheim ihren Mann, Gernot Winter, mit einem Schuss aus einer Pistole (7-65 Mauser) ermordet zu haben. Die Angeklagte war seit zwei Jahren mit Herrn Gernot Winter verheiratet.

Aussage v. Anna Winter:

Am Morgen des 15. 5. 1995 habe ihr Mann sie gebeten, mit ihm einen Spaziergang in den Wald zu machen. Als sie den Waldrand erreicht hatten, habe er ihr gesagt, er werde sich von ihr trennen. Er habe ein Verhältnis mit einer anderen Frau. Da habe sie die Beherrschung verloren. Auf die Frage, warum sie geglaubt habe, was ihr Mann erzählte, antwortete sie: „Ich bin von Caroline Rieber darüber informiert worden. Sie sagte, mein Mann habe ein Verhältnis mit Veronika Georg, mit der er vor einiger Zeit schon einmal zusammen war.“

Am 16.5. 1995 suchte Frau Anna Winter Herrn Hauptkommissar Trost im Polizeirevier Schrobenheim auf und gestand ihm die Tat. Anlässlich einer Begehung des Tatorts wurde die Tatwaffe ca. zweihundert Meter vom Tatort entfernt auf dem Waldboden aufgefunden. Es wurde angenommen, dass Frau Anna Winter sie dort abgelegt hat. Das wurde von der Angeklagten bestätigt. In ihrer Einlassung gab die Angeklagte an, Herr Gernot Winter habe ihr das Leben zur Hölle gemacht. Näheres wollte sie nicht dazu äußern. Sie bat um einen Rechtsanwalt.

Augenzeugen der Tat gibt es keine. Zum Zeitpunkt der Tat hörte Frau Erna Müller, wohnhaft in Schrobenheim, Marktstraße 3, nach eigener Aussage einen Schuss.

Der Zeuge Hauptkommissar Berger, zu diesem Zeitpunkt seit 1 Monat im Ruhestand, hörte den Schuss ebenfalls und fand Herrn Gernot Winter am 15.5. 1995 um 9 Uhr morgens tot am Waldrand.

22. 1. 1996: Tatbestand:

Amtsgericht Freudenreich, in der Strafsache Anna Winter angeklagt wegen der vorsätzlichen Ermordung ihres Mannes:

Das Gericht sieht es als bewiesen an, dass die Verurteilte gemäß der Anklageschrift der Staatsanwaltschaft Freudenreich am 15.5.1995 morgens gegen 9 Uhr in Schrobenheim im Bereich der Angerwiese am Rand des Stadtwaldes das Opfer, Gernot Winter, getötet hat. Dieser hat ihr nach eigener Aussage das Leben zur Hölle gemacht. Die Angeklagte schien trotz der schweren Anschuldigung erleichtert zu sein. Laut ihrer Aussage hatte Herr Gernot Winter ein Verhältnis mit einer Frau namens Viktoria Georg geb. Lichtweiß, wohnhaft in Zickenhausen, Hauptstraße 25.

Frau Veronika Georg wurde als Zeugin geladen und bestritt diese Angaben. Ihrer eigenen Aussage nach hatte sie in der Vergangenheit tatsächlich ein Verhältnis mit dem Ermordeten gehabt. Das sei aber bei ihrem Wegzug aus Schrobenheim beendet worden. Frau Ve-

ronika Georg gab an, nun verheiratet zu sein und kein Verlangen mehr nach einer Verbindung mit Gernot Winter gehabt zu haben.

Wie die Staatsanwaltschaft mit Hilfe von Herrn Schädel, Psychologe und Leiter der Nervenklinik Schrobenheim, ermittelte, ist Frau Anna Winter äußerst labil und in sich gekehrt. Auch hatte sie keinen Kontakt mit ihren Nachbarn. Frau Winter sagte, das sei darauf zurückzuführen, dass sie sich in ihrer Ehe und in Schrobenheim selbst nicht wohl gefühlt habe. Ihr Mann habe sie behandelt, als ob sie nicht da sei, und auch die Bewohner von Schrobenheim hätten sie gemieden. Auf die Frage des Staatsanwaltes, ob sie kontakt-scheu sei, antwortete sie: „Ja, ich bin es geworden, seit ich in Schrobenheim wohne. Ich hatte nur mit einer Frau in Schrobenheim, namens Caroline Rieber Kontakt.“

Ebenfalls als Zeugin geladen wurde Frau Caroline Rieber, zuletzt wohnhaft in Schrobenheim. Sie blieb der Gerichtsverhandlung

fern, ihr Aufenthaltsort war nicht zu ermitteln.

Auf die Frage, woher sie die Pistole gehabt hatte, antwortete die Angeklagte: „Die ist leicht zu beschaffen, wenn man die richtigen Kontakte hat.“ Sie habe die Pistole an diesem Tag nicht vorsätzlich mitgenommen, sie habe sie seit einiger Zeit immer dabei gehabt.

Die Angeklagte hat zwischenzeitlich ihre Situation erkannt und das Unrecht ihres Verhaltens eingesehen. Der Verteidiger wertete die Tat als Körperverletzung mit Todesfolge oder allenfalls als Totschlag, was auf Frau Anna Winters psychisch labilen Zustand zurückzuführen sei. Die Angeklagte habe die Tat zwar gestanden, aber auch erklärt, sie habe Gernot Winter nicht töten wollen, sondern sei aufgrund seiner Aussage nicht bei Verstand gewesen.



Urteil:

Der unerlaubte Waffenbesitz muss mit einer Geldstrafe geahndet werden. Frau Anna Winter hat fahrlässig gehandelt. Sie hat die Waffe zum Zwecke einer Nötigung oder gefährlichen Körperverletzung erworben.

Frau Anna Winter wird zu einer Freiheitsstrafe von sieben Jahren verurteilt und in die JVA Freudenreich eingewiesen.

## Kap 2

Berger klappte die Akte zu. Er konnte den Inhalt dieser Schriftstücke bis zum heutigen Tag nicht für bare Münze nehmen. Warum war Caroline Riebers Aufenthaltsort nicht zu ermitteln? Sie war nach ihrem Gefängnisaufenthalt nach Schrobenheim zurückgekommen. Caroline Rieber hasste Gernot Winter bis aufs Blut. Er war mit allen Frauen respektlos umgegangen. Bevor sie wegen versuchten Mordes an ihm ins Gefängnis kam, hatte sie ausgesagt: „Ja ich habe auf Gernot Winter geschossen. Ich wollte ein Zeichen setzen.“

Seiner Ansicht nach hatte sie sich mit Anna befreundet und sie mit ihrer falschen Aussage über Veronika Georg dazu gebracht, Gernot Winter zu töten. Caroline Rieber war psychisch krank. Daran gab es keinen Zweifel.

Veronika war verheiratet und lebte mit ihrem Mann, einem Millionär, in Zickenhausen in einer prächtigen Villa.

Ihr Mann sei ein fieser Geldsack, sagten die Schrobenheimer. Er behandle seine Frau schlecht, und sie bliebe nur des Taschengelds wegen bei ihm. Detlef Georg habe andere Beziehungen, und Veronika sei ebenfalls nicht abgeneigt, wenn sich die Gelegenheit dazu ergab. Sie halte sich besonders gerne im Oldtimerklub auf, dem Treffpunkt der Prominenz von Zickenhausen. Veronika war früher eine schöne, begehrenswerte Frau gewesen. Die Männer beteten sie an. Und Frauen wie Caroline Rieber hassten sie deshalb.

Als Peter Veronika im Zeugenstand sah, war ihr Gesicht schwammig und von tiefen Falten durchzogen. Ihre ehemals schlanke Figur glich einem Fässchen. Sie wackelte beim Gehen hin und her wie eine gemästete Ente, und ihre Augen waren glanzlos und ohne jeden Ausdruck. Von ihrer attraktiven Erscheinung

war nichts übrig geblieben. Er konnte sich nicht vorstellen, dass Gernot Winter erneut eine Beziehung mit ihr eingegangen war. Davon abgesehen hatte sie ihn enttäuscht und den bequemeren Weg gewählt, um an Geld zu kommen, indem sie einen vermögenden Mann geheiratet hatte.

„Es hat keinen Sinn, darüber nachzudenken, du musst das vergessen und dich auf deinen Ruhestand konzentrieren“, sagte er laut zu sich selbst, stand auf und legte die Akte beiseite. Er wusste, keiner seiner ehemaligen Kollegen würde seine Ausführungen ernst nehmen. Er war nicht mehr im Dienst.

Peter rieb sich die Augen und gähnte laut. Er fühlte sich ausgelaugt und müde. „Vielleicht liegt es daran, dass ich vergessen habe, mir Kaffee zu machen“, grummelte er. Dann klemmte er sich den Ordner unter den Arm und ging in die Küche. Er trug diesen Ordner

zu Hause stets von einem Zimmer zum anderen, ohne es zu bemerken.

Als er vor der Kaffeemaschine stand, wusste er nicht, warum er in die Küche gegangen war. Er blinzelte mit den Augen und verzog das Gesicht zu einer Grimasse. „Du entwickelst dich zu einem zerstreuten Professor“, sagte er laut zu sich selbst.

Er nahm eine Kaffeetasse aus dem Schrank, stellte sie neben den Aktenordner auf den Küchentisch und setzte sich. Gedankenverloren starrte er auf die gegenüberliegende weiße schmucklose Wand.

„Ja, das ist die Aussage, die alles erklärt“, dachte er, „auf die Frage, warum sie geglaubt habe, was ihr Mann erzählte, antwortete sie: „ich bin von Caroline Rieber darüber informiert worden.“ Peter kratzte sich am Kopf. Wie war das noch? Ach ja, Caroline Rieber war nicht aufzufinden gewesen. Und deshalb ...

Jemand klopfte an die Tür. Er zuckte erschreckt zusammen. „Wer ist da?“, krächzte er heißer.

„Bitte öffnen Sie die Tür, ich bin es, Cornelia“, sagte eine ihm bekannte Stimme.

Schwerfällig stand Peter auf und öffnete.

Die Frau war rundlich und klein, hatte schwarze Knopfaugen, eine schmale Nase und rote Pausbäckchen. Es war seine Haushaltshilfe. In der Hand hielt sie einen großen Korb mit Lebensmitteln. Cornelia betrat mit energischen Schritten die Küche und stellte den prall gefüllten Einkaufskorb mit einem Knall auf den Küchentisch.

„Haben Sie vergessen, dass ich jeden Mittwochmorgen um neun Uhr komme? Ich habe wie immer für Sie eingekauft“, trompetete sie laut.

„Aber nein, ich freue mich, dass Sie da sind“, entgegnete Peter. Er hatte tatsächlich vergessen, dass seine Haushaltshilfe mittwochs um diese Zeit kam, wollte es aber nicht zugeben.

„Sie dürfen die Maschine nicht einschalten, wenn Sie keinen Kaffee machen“, sagte Cornelia mit einem Blick auf die Kaffeemaschine, an der konstant das rote Licht flackerte.

„Das ist mir nicht aufgefallen“, erwiderte Peter und senkte verlegen die Augen.

„Ich wiederhole mich nicht gern, aber ich habe Ihnen letzte Woche geraten, einen Arzt aufzusuchen, Sie haben Gedächtnislücken“, sagte sie besorgt. Sie legte ein kleines Kaffeepäckchen, Brot, eine Flasche Rotwein Reis und Nudeln auf den Tisch.

Peter setzte sich auf einen Stuhl. „Das habe ich vergessen, welchen Arzt sollte ich aufsuchen?“

Wieder dachte er an die Akte, die er eben gelesen hatte. Caroline Rieber war verschwunden ... Barbara Winter war ebenfalls nicht aufzufinden.

Barbara Winter erinnerte ihn an eine längst vergangene Zeit und an die größte Enttäuschung seines Lebens.

Während seiner vierzigjährigen Dienstzeit waren ihm bodenständige Ehefrauen, extravagante Frauen, herrschsüchtige Damen, Callgirls und Besen begegnet. Ihre Charaktere waren unterschiedlich. Eines hatten sie jedoch gemeinsam: Peter hatte nicht gelernt, mit ihnen zurechtzukommen

Als er jung war, gab es eine Frau, die er zu lieben glaubte. Sie war blond, schlank, hatte ein ebenmäßiges Gesicht mit einer kleinen Kartoffelnase und braunen glänzenden Augen. Er hatte sie bei einem Tanzabend kennen gelernt. Als er sie nach einer für ihn angemessenen Zeit fragte, ob sie ihn heiraten wolle, lachte sie und sagte: „Ich wollte mich mit dir amüsieren, ich bin nicht an einer Heirat interessiert.“ Er gab ihr den Laufpass. Dieses Verhalten entsprach nicht Bergers Moralvorstellungen. Sein Beruf wurde für ihn mit den Jahren zum Ersatz für entgangene Beziehungen.

„Ich habe Ihnen geraten, zu Doktor Grundei-  
sen zu gehen. Seine Praxis ist in der Haupt-



straße. „Cornelia schüttelte den Kopf, räumte die Lebensmittel in den Schrank und machte sich an der Kaffeemaschine zu schaffen.

„Es tut mir leid, dass ich Ihren Anordnungen nicht gefolgt bin“, antwortete Peter gekränkt. „Ich gab Ihnen einen Ratschlag, keine Anordnung“, brummelte Cornelia. Peter sah gedankenverloren zu, wie sie Kaffee machte und den Tisch deckte.

„Der unerlaubte Waffenbesitz muss mit einer Geldstrafe geahndet werden. Frau Anna Winter hat fahrlässig gehandelt. Sie hat die Waffe zum Zwecke einer Nötigung oder gefährlichen Körperverletzung erworben.“ Caroline Rieber hatte Anna Winter die Waffe besorgt, davon war er überzeugt...

Cornelia stellte eine Tasse mit dampfendem Kaffee auf den Tisch. Peter zuckte erschrocken zusammen. „Ist es Zeit zum Kaffeetrinken?“, fragte er.

Cornelia, die sonst nicht auf den Mund gefallen war, gab keine Antwort. Sie legte ihm ein Brötchen mit Marmelade auf den Teller.

„Wie schön, das Brötchen ist ganz frisch, haben Sie es eben beim Bäcker gekauft?“

Cornelia atmete tief durch, kniff die Lippen zusammen und brummelte: „Mmhh, das habe ich heute Morgen gekauft.“ Es hatte keinen Sinn. Sie konnte sich mit Herrn Berger nicht vernünftig unterhalten.

Während Peter in das Brötchen biss, dachte er an Barbara Winter. Plötzlich war er sich nicht mehr sicher ... War es diese Frau gewesen, die auf Gernot Winter geschossen hatte, oder hatte diese Frau auf seinen Vater geschossen?

Ach ja, die Frau wollte das nicht zugeben und war geflüchtet. Ihr Aufenthaltsort war nicht zu ermitteln gewesen.

Und der Mörder seines Vaters war nicht gefunden worden, aber ...

„Wo sind Sie nur mit Ihren Gedanken?“, fragte Cornelia, die den Kommissar genau beobachtete.

Er saß da und starrte auf die gegenüberliegende Wand. Das Brötchen lag angebissen auf dem Teller, der Kaffee wurde kalt.

Sie sah zwei Schnitte an Bergers Kinn, die von einer schlechten Rasur stammten. Und sein schwarz-weiß-kariertes Hemd zierte eine Handvoll eingetrockneter Kaffeeflecken. Cornelia rümpfte die Nase. „Gewaschen haben sie sich ebenfalls nicht“, murmelte sie.

Peter sah sie mit großen Augen an. Er schien nicht zu verstehen, was sie sagte.

„So kann es nicht weitergehen, ich frage mich, ob Sie noch bei Trost sind“, grummelte Cornelia missmutig.

Herr Berger vergaß selbst die kleinsten alltäglichen Dinge, und er hatte stets diesen alten Aktenordner dabei, dessen gekrümmter grauer Pappdeckel mit Kaffeeflecken übersät war. Wenn sie ihn darauf ansprach, wurde er ausfällig.

„Ich kann mich waschen, wann es mir beliebt, und die Akte geht Sie nichts an“, krächzte Peter und räusperte sich.

„Hoppla, Sie haben begriffen, was ich beanstande“, stellte Cornelia verärgert fest. Dieser Mann brachte sie zur Weißglut. Entweder er hörte nicht gut oder er war von Natur aus starrsinnig wie ein alter Ziegenbock.

„ Sie haben einen ekelhaften Körpergeruch. Die Handtücher und Waschhandschuhe in ihrem Bad werden nicht benutzt, das ist leicht zu erkennen. Sie wechseln ihre Hemden und Hosen nicht. Seit zwei Wochen tragen Sie dieses karierte Hemd mit den Kaffeeflecken und diese braune Hose.“

„Tatsächlich?“ Peter senkte den Kopf und sah sich seine Hosenbeine an, wie man einen Fremdkörper ansieht, den man nicht identifizieren kann.

„Ja, wirklich“, knirschte Cornelia. „Ich möchte für Sie einen Termin beim Arzt ausmachen, damit er Sie gründlich untersucht. Sind Sie damit einverstanden?“

„Ich brauche keinen Arzt“, sagte Peter, klemmte sich seine Akte unter den Arm, stand auf und ging in sein Gästezimmer. Dort setzte er sich an den Tisch, schlug die Akte auf und las: „Auf die Frage, woher sie die Pistole gehabt hatte, antwortete die Angeklagte: “Die ist leicht zu beschaffen, wenn man die richtigen Kontakte hat. „Sie habe die Pistole an diesem Tag nicht vorsätzlich mitgenommen, sie habe sie seit einiger Zeit immer dabei gehabt.“

Wenn Peter diese Zeilen las, fragte er sich jedes Mal, ob sich seine Mutter ebenfalls eine Pistole besorgt hatte, um seinen Vater zu erschießen.

Jemand öffnete die Tür. Peter drehte sich um. Cornelia stand hinter ihm. Sie stemmte die Hände in die Hüften, holte tief Luft und posaunte: „Ich habe Doktor Grundeisen angerufen. Er kommt morgen früh um acht Uhr, um Sie zu untersuchen. Ich werde dabei sein. Und nun gehe ich nach Hause. Bis morgen.“ Cornelia knallte energisch die Zimmertür zu.

Kurz danach hörte Peter das Aufheulen eines Automotors. Cornelia fuhr nach Hause. Endlich konnte er sich wieder auf seine Akte konzentrieren.

Doktor Grundeisen, der am nächsten Tag kam, stellte bei Peter Berger eine fortschreitende Demenz fest. Da er keine Angehörigen hatte, empfahl der Doktor die Aufnahme in einem Altenheim. Berger weigerte sich. Er wollte nicht mit fremden Menschen zusammen sein. „Ich bin immer alleine zurechtgekommen“, sagte er und umklammerte seine Akte wie einen Rettungsanker.

„Warum haben Sie diese Akte bei sich?“, wollte der Arzt wissen.

Peter antwortete nicht. Er presste die Lippen zusammen und schmollte wie ein kleines Kind, dem man sein teuerstes Spielzeug wegnehmen will. „Ich war mein ganzes Leben lang selbstständig, ich bin es noch. Keiner kann mich zwingen, dieses Haus zu verlassen“, brummte er dann.

Grundeisen redete mit Himmelszungen und versuchte, ihm die Akte abzunehmen. Auch, weil es ihn interessierte, was darin stand. Herr Berger sah hilflos aus, in seinem karierten Hemd der braunen, mit Kaffeeflecken übersäten Hose und den niedergeschlagenen Augen. Aber als er nach der Akte griff, ging ein Beben durch Bergers Körper. Er runzelte die Stirn, kniff die Augen zusammen, ballte die Fäuste und sprang auf.

Der Faustschlag des alten Kriminalkommisars war gezielt. Er traf Grundeisen mitten ins Gesicht. Der Arzt hatte nicht mit Bergers Angriff gerechnet, er verlor den Halt, versuchte sich am Tisch festzuhalten und glitt zusammen mit der rotkarierten Tischdecke langsam zu Boden.

Cornelia schrie erschrocken auf und half dem stöhnenden Arzt wieder auf die Beine. „Ich wusste immer, dass dieser Mann nicht ganz richtig im Kopf ist“, sagte sie im Brustton der Überzeugung.

„Er ist gewalttätig, bekommt er keine Psychopharmaka?“, brummelte Grundeisen und rieb sich seine Nase, aus der ein dünner Blutfaden sickerte.

„Ich werde ihm Tabletten verschreiben. Und dann bringen wir ihn so schnell wie möglich weg von hier. Ich weiß, im Schrobenheimer Altenheim ist kein Platz frei. Deshalb schlage ich vor, wir fragen, wie es im Zickenhausener Altenheim aussieht.“

Zickenhausen lag einige Kilometer entfernt von Schrobenheim. Peter Berger wurde eine Woche nach seinem Angriff auf Doktor Grundeisen in diesem Altenheim aufgenommen. Er weigerte sich immer wieder, sein Haus zu verlassen. Als ihm der Arzt zusicherte, er dürfe die Kopien seiner Akten mitnehmen, ließ er sich überreden.



## Kap 3

Wälder und Wiesenhänge umschlossen das beschauliche Städtchen Zickenhausen, das friedlich unter dem blassblauen Himmel lag, an dem milchigweiße Wolken entlang zogen. Erstes Morgenlicht tauchte die kleinen Häuser und Straßen in fahles Grau. Ein paar Raben flogen krächzend über die fahlroten Ziegeldächer und ließen sich auf dem grauen Kopfsteinpflaster des menschenleeren kleinen Marktplatzes nieder. Sie reckten ihre Köpfe der frischen Brise entgegen, die von der grünblauen Bergkette im Süden heranzog. Es roch nach Gras, Dünger und Ackerbau. Aber auch die Abgase aus der Großstadt, die einige Kilometer entfernt lag, konnte man wahrnehmen, wenn der Wind sich drehte.

In Zickenhausen ließ es sich ausgezeichnet leben. Die Einwohner waren unter sich und die Anbindung an die Großstadt war mit öffentlichen Verkehrsmitteln gut geregelt. Seit einem Jahr gab es hier ein neues modernes Altenheim. Darauf waren die Zickenhausener besonders stolz. Hier, wenige Kilometer vom geschäftigen Treiben der Hauptstadt entfernt, war ein idealer Platz, um den Senioren einen schönen Lebensabend zu garantieren.

Das Altenheim war ein Hochhaus mit Hotelcharakter und stand in attraktiver Stadtrandlage. Das Zentrum der Hauptstadt mit Einkaufsmöglichkeiten, Museen, Kultureinrichtungen und das Umland mit lohnenden Ausflugszielen waren dank der guten Verkehrsanbindung schnell zu erreichen, wenn man noch fähig war, mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu fahren. Die Altenheimbewohner, die das nicht mehr konnten, genossen den herrlichen Blick ins Landschaftsschutzgebiet Rumsbachtal.

Der Eingangsbereich des Heimes war hell und freundlich gestaltet. Es gab große Fenster, die das Sonnenlicht einließen, und eine Rezeption mit einer eigenen Poststelle, umgeben von großen Töpfen mit jungen Palmen, die ihre sattgrünen Zweige der Decke entgegenstreckten. Geräumige Aufzüge, deren Türen sich langsam öffneten und schlossen, ließen den alten Herrschaften ausreichend Zeit, um aus- und einzusteigen.

Für die pflegebedürftigen Menschen gab es Ein- und Zweibettzimmer. Für die, die selbstständig waren, gab es kleine Wohnungen.

Die Mitarbeiter, die im Heim wohnten, hatten hübsche Wohnungen mit Küche und Bad, die abseits in einem anderen Gebäude lagen.

Rita Krämer war Altenpflegerin und wohnte in einer dieser Zweizimmerwohnungen. Die Einrichtung war bescheiden und anspruchslos, wie ihre Besitzerin.

Es gab ein kleines Schlafzimmer mit einem weißen Bett, einem weißen Kleiderschrank

und einem braun und weiß gesprenkelten abgetretenen Teppich. Das Wohnzimmer war mit einem alten dunkelbraunen Schrank aus Eiche, zwei abgeschabten grünen Sesseln und einem hölzernen Couchtisch in Nierenform, der von ihrer Mutter stammte, ausgestattet.

An der kalkweiß gestrichenen Wand hing ein Foto von Ritas Mutter. Daneben gab es ein Regal, auf dem eine Handvoll Bücher über Heil- und Giftpflanzen und viele Liebesromane standen. Die Beschäftigung mit Heilpflanzen war das Steckenpferd von Ritas Mutter gewesen. Das Lesen von Trivialliteratur war Ritas Leidenschaft.

Das Bild der Mutter war kurz nach dem Tod von Ritas Vater entstanden. Sie saß auf einem grauen abgeschabten Sessel, den sie wegen ihrer Leibesfülle ganz einnahm, und hielt einen großen Strauß mit lilavioletten Herbstzeitlosen in der Hand. Die grünen Augen, die wie Schlitzlöcher in ihrem dicken Gesicht steckten, sahen aufmerksam in die Kamera. Und um ihre schmalen, stets rosa geschminkten Lippen

spielte ein verhaltenes Lächeln. Ihre roten Bäckchen ließen sie gesund und munter aussehen. Sie hatte ein lilienweißes Kleid mit einem blauen Stehkragen an.

Rita liebte dieses Bild. Es zeigte ihr die Mutter in der Blüte ihres Lebens als freie, unabhängige Frau. Dieses Bild bewahrte einen Moment des Glücks für die Ewigkeit.

Neben dem Bild hing ein schwarz eingrahmter und in goldenen Lettern gedruckter Spruch von Goethe: „Was die Weiber lieben und hassen, das soll man ihnen lassen. Wenn sie aber urteilen und meinen, dann will's oft wunderbarlich erscheinen.“ Ihrer Mutter hatte dieser Spruch ausnehmend gut gefallen. Mitunter, wenn Rita das Bild betrachtete, wünschte sie sich, so sein zu können, wie ihre Mutter gewesen war. Es gelang ihr nicht, die gleiche Energie und Lebenslust aufzubringen.

Rita saß in der kleinen Küche auf einem einfachen roten Stuhl aus Plastik. Sie trank ihren Morgenkaffee, der auf einem hölzernen Tisch

mit einer rotkarierten Tischdecke stand, und blätterte lustlos in der Tageszeitung. In dreißig Minuten begann die Frühschicht. Im Grunde genommen graute ihr vor der Arbeit im Altenheim. Trotzdem hatte sie hier Unterkunft und Auskommen gefunden und verdiente Geld genug, um etwas für ihren erwachsenen Sohn zurückzulegen. Rita seufzte. Heute war ihr zehnter Arbeitstag ohne Pause. Im Heim fehlte es an Pflegekräften. Und es fehlte an Nachwuchs. Wenige waren dazu bereit, an jedem zweiten Wochenende zu arbeiten oder sich mit alten dusseligen und pflegebedürftigen Menschen zu beschäftigen.

Die alte Wanduhr mit dem hölzernen Gehäuse schlug sechsmal blechern. Draußen kämpfte sich die Sonne durch die Wolken.

Rita zog sich ihre weiße Schürze über, kämmte sich flüchtig die Haare und schlüpfte in ihre Schuhe. Der Spiegel an der Wand zeigte ihr lediglich ihr Gesicht. Sie war eine Frau mit brünetten kurzen Haaren, in denen sich erste

ergraute Strähnen abzeichneten. Ihre blauen Augen waren von vielen kleinen Fältchen umgeben. Und auf der leicht nach oben gebogenen Nasenspitze tummelten sich ein paar Sommersprossen.

Sie dachte daran, dass sie früher ihre Arbeit gerne getan hatte. Heute war alles anders. Die Alten waren nicht mehr dankbar. Sie muckten auf und waren schwierig. Sie wussten nicht, dass sie alt, verwirrt und verbraucht waren. Und viele akzeptierten nicht, dass sie hier an der letzten Station ihres Lebens angekommen waren.

Manchmal gelang es Rita, den Tod zu fühlen. Der Sensenmann hat es sich in einem Sessel gemütlich gemacht oder schwebt über dem Bett, dachte sie, wenn einer der Altenheimbewohner im Sterben lag.

Er hatte es nicht eilig. Er wartete auf den Moment, in dem er zuschlagen konnte. Wenn er zuschlug, holte er nicht nur einen der Alten.

Und der Tod war gerecht. Er machte keinen Unterschied zwischen oben und unten, Arm oder Reich.

Allerdings schien es Rita, als ob der Tod manche der Alten vergaß. Sie wollten sterben und durften es nicht. Die Alten, die über Monate oder Jahre im Bett am Tropf hingen, taten ihr leid. Sie vegetierten, litten und durften nicht sterben.

In ihrem Badezimmerschränckchen hatte Rita alle Medikamente, die für einen schnellen, leichten Tod erforderlich waren. Sie kannte alle Lebensläufe der Bewohner, alle Krankheitsabläufe, alle Familienverhältnisse. Ihre jahrelange Berufserfahrung sagte ihr, bei wem und wann sie das Medikament einsetzen konnte.

Zwei arme alte Männer hatte sie bisher erlöst. Beide sahen zufrieden aus, nachdem der Tod aus ihren Händen zu ihnen gekommen war.

Die Uhr zeigte Viertel nach sechs. Rita straffte die Schultern, sie musste gehen. Und sie



musste zusehen, dass sie nichts vergaß, was für den heutigen Tag wichtig war. Erich war an der Reihe. Er gehörte zu den Menschen, die der Tod vergessen hatte. Er war siebenundachtzig Jahre alt und lag seit einem Jahr bewegungslos und mit starr nach oben gerichteten Augen im Bett. Angehörige gab es keine. Niemand kümmerte sich um ihn außer den Pflegekräften. „Der Teufel will mich nicht, ich will nur heim. Aber die Gesetze sind nicht so. Bitte geben Sie mir etwas, damit ich sterben kann“, hatte er zu Rita gesagt, als er noch sprechen konnte. Mit einer kleinen Spritze konnte sie ihn erlösen, konnte den Tod bei seiner Arbeit unterstützen.

Eine Träne, die sie schnell wegwischte, lief über Ritas Wange.

„Erich, ich komme“, murmelte sie, ging ins Badezimmer, holte eine Ampulle, steckte sie in die Schürzentasche und ging über den Hof zum Pflegeheim.

Vor dem Fahrstuhl stand ein alter Herr, den Rita aus Versehen anrampelte. „Entschuldigung“, trompetete sie laut. Rita hob automatisch die Stimme, wenn sie mit alten Menschen sprach. Die meisten hörten nicht gut. Der alte Herr sah verwirrt aus. Aber das war hier im Altenheim nichts Besonderes. Es war vielmehr erstaunlich, wenn man einen Menschen fand, der nicht verwirrt und schwerhörig war. Das Personal eingeschlossen.

Der kleine Mann hatte eine blank polierte Glatze, seine Stirn war von tiefen Falten durchzogen. Unter seinen blauen Augen lagen schwarze Schatten und seine Mundwinkel hingen nach unten. Er räusperte sich verlegen und sah Rita Hilfe suchend an. „Ich finde mein Zimmer nicht“, sagte er mit rauer Stimme.

„Kommen Sie mit, Herr Berger, ich zeige Ihnen, wohin Sie gehen müssen.“ Rita packte den kleinen Mann, den sie schon oft auf sein Zimmer gebracht hatte, energisch am Arm

und drängte ihn in den Fahrstuhl, der eben angekommen war.

„Ich bin Kommissar Berger“, sagte der kleine Mann mit einem gefälligen Lächeln, als der Fahrstuhl anfuhr.

„Und ich bin Rita Krämer, Altenpflegerin und Botin des Altenheims im Dauerdienst“, brummelte Rita.

Dieser ehemalige Kommissar war seit einem halben Jahr hier im Altenheim und verirrte sich immer wieder. Vor einiger Zeit hatte Rita ihn im Keller gefunden, wo er zusammengeskauert und mit kalkweißem Gesicht auf der unteren Treppenstufe saß und vor Kälte bibberte.

Als sie ihn gefragt hatte, warum er hier sitze, antwortete er: „Ich suche Barbara Winter. Sie hat ihren Mann getötet.“

Rita wusste nicht, wovon er sprach. Er lebte in einer vergangenen Zeit. Sie vermutete, es war ein Fall, den er nie gelöst hatte.

Obendrein hatte er die lästige Angewohnheit, bei jeder unpassenden Gelegenheit zu sagen:

„Überall ist Schrobenheim.“ Das Personal wusste nicht, was er damit meinte. Schrobenheim war ein kleiner Ort, der ein paar Kilometer entfernt von Zickenhausen lag. Rita wusste lediglich, dass dieser alte allein stehende Kommissar zuletzt in diesem Ort gewohnt hatte. Etwas war dort geschehen, das den Mann um den Verstand gebracht hatte.

So schnell es geht, wenn man einen verwirrten Mann neben sich hat, lieferte Rita den altersschwachen Kommissar vor seiner Zimmertür ab. Dann machte sie sich auf den Weg zu Erichs Zimmer.

Wenig später fühlte Erich, wie ihn jemand berührte. Sein Körper straffte sich in Gegenwehr und erschlaffte sofort wieder. Ein Krächzen kam aus seiner Kehle. Wenn er berührt wurde und die unerträglichen Schmerzen kamen, erinnerte er sich an vier Worte aus seinem früheren Leben: „Lasst mich in Ruhe.“ „Ruhe, Ruhe“, tickte es in seinem Gehirn, während seine blauen wässrigen Augen aus-

druckslos zur Decke starrten und die Lippen sich zu einem stummen Schrei öffneten.

Rita drehte Erichs schlaffen Körper auf die Seite. „Jetzt wird alles gut“, zischte sie leise und nahm die Injektionsnadel aus ihrer Umhüllung.

Die Tür knarrte. Jemand kam ins Zimmer. Rita zuckte erschreckt zusammen. Hastig steckte sie die Injektionsnadel in ihre Schürzentasche. Die Ampulle stieß sie mit dem Fuß unter das Bett, wo sie knirschend zerbrach.

Karin, die Stationsleitung, und Dietmar, ein Hilfspfleger, standen wie aus dem Nichts aufgetaucht hinter ihr. „Du bist heute außerordentlich fleißig, wie?“, sagte Karin mit einem schiefen Lächeln und musterte Rita eindringlich.

„Ich wollte sehen, wie es Erich geht“, antwortete Rita und kratzte sich verlegen am Kopf. Ihre Augen wichen Karins prüfenden Blicken aus. Unter ihren Sohlen knirschte leise das Glas der Ampulle.

„Heute sehe ich nach Erich, der Arzt kommt“, erklärte Karin energisch. Ihre Augen blitzten. Sie musterte Rita von oben bis unten mit abfälligen Blicken.

„Na gut, “ antwortete Rita einsilbig. Sie hatte in der Zwischenzeit die Ampulle mit dem Fuß weit unters Bett geschoben. Karin würde sie nicht entdecken.

„Lasst uns arbeiten.“ Dietmars Stimme klang eine Spur zu wohlgelaunt. Er sah, wie Karin und Rita die Lippen zusammenkniffen und sich abschätzend beäugten. „Frauen“, dachte er, „dauernd sind sie im Konkurrenzkampf.“ Und die alten Frauen hier im Heim sind störrisch. Am Tag zuvor hatte er zu einer Bewohnerin gesagt: „Wir gehen jetzt baden.“ Worauf sie fragte: „Ist die Wanne groß genug für uns beide?“

„Dietmar, du gehst zu Frau Geiger und du ...“ Karin deutete mit ihrem dicken Zeigefinger auf Rita. Ihre Augen blitzten. „Du gehst zu den Bewohnern, die du immer betreust!“, sagte sie.

Kopfschüttelnd drehte Dietmar sich um und verließ das Zimmer. Er wusste, er musste den Anweisungen folgen.

Karin, die energische Blondine mit den halb-langen Haaren, den vergissmeinnichtblauen Augen und der plumpen Mopsfigur war äußerlich nicht Dietmars Traumfrau. Im Umgang mit ihr waren andere Dinge wichtig. Sie liebte es, wenn er ihr seine Bewunderung zeigte. Und wenn er sie dann mit großen fragenden Augen ansah und sie bat, ihm etwas zu erklären, war sie in ihrem Element. Wobei sich Dietmar nicht gewiss war, ob Karin außer ihrer guten Arbeitsleistung nicht etwas anderes zur Zufriedenheit des Chefs beitrug. Seit sie regelmäßig vor Dienstbeginn im Büro des Heimleiters, Herrn Achtziger verschwand, waren ihr Gehalt und ihr Ansehen gestiegen. Und nun war Karin der Posten der Stationsleitung angeboten worden. Das bedeutete viel Arbeit, eine Menge Verantwortung und Überstunden. „Ich schaffe das mit links“, hatte sie

zu ihm gesagt. Dietmar nickte nur, er hütete sich, einen Kommentar abzugeben.

Ein stürmischer Wind Namens Lydia mit langen blonden Haaren und einer unver- schämt guten Figur hatte ihn hier hergetrie- ben. Lydia hatte ihm in ihrer zweijährigen Verlobungszeit eine Menge Schulden be- schert. Er konnte sich nicht vorstellen, für den Rest seines Lebens im Altenheim als Hilfs- pfleger zu arbeiten, aber Lydia war ver- schwunden. Die Schulden waren ihm geblie- ben.



Alle im AAVAA Verlag erschienenen Bücher sind  
in den Formaten Taschenbuch und  
Taschenbuch mit extra großer Schrift  
sowie als eBook erhältlich.

Bestellen Sie bequem und deutschlandweit  
versandkostenfrei über unsere Website:

[www.aavaa.de](http://www.aavaa.de)

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und informieren Sie gern  
über unser ständig wachsendes Sortiment.



[www.aavaa-verlag.com](http://www.aavaa-verlag.com)